

Zeitschrift: Appenzellische Jahrbücher
Herausgeber: Appenzellische Gemeinnützige Gesellschaft
Band: 21 (1892)
Heft: 5

Artikel: Ueber Auswanderung
Autor: Sonderegger, C.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-260526>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 16.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ueber Auswanderung.

Vortrag, gehalten an der Jahresversammlung der Appenz. gemeinnütz. Gesellschaft in Appenzell, von G. Sonderegger, Ingenieur.

Meine Herren!

Ich habe diesen Frühling in einem appenzellischen Kommissionsbericht den Satz gelesen: „Wenn das Volk nach Brot schreie, dürfe man ihm nicht von Verfassungsrevision sprechen.“ Ich hielt mich damals in Zürich auf und war nicht wenig überrascht, in einem offiziellen Schriftstück eine so drastische Darstellung der Notlage in meinem Heimatkantone zu finden, scheinbar als Bestätigung der Zeitungsnachrichten, die die Stickeriekrisis zu einem Landesunglück aufzubauen suchten. Ungefähr zur nämlichen Zeit wurde ich von Ihrem Komite ersucht, ein Referat über ein gemeinnütziges Thema für die heutige Versammlung zu übernehmen.

Die Wahl desselben konnte mir nicht schwer werden. Was konnte opportuner und gemeinnütziger sein, als all' den nach Brot schreienden Menschen den Weg nach einem bessern Lande zu zeigen.

Von jeher selbst aufrichtig für Auswanderung eingenommen, erschien es mir nunmehr fast als eine Pflicht, in meinen Landsleuten den rettenden Zug nach der Ferne zu wecken. Je mehr ich jedoch die Schicksale früherer Auswanderer studirte, desto mehr kam ich von meiner ursprünglichen Idee ab, und auf das alte: „Bleibe im Land und nähre dich redlich“ zurück.

Im Vergleich zu dem rauen Loos vieler Ausgewanderten ist die Existenz der Zurückgebliebenen eine milde zu nennen, und so ist es begreiflich, wenn aus den Briefen mancher Enttäuschten und den Berichten der Konsulate in allen möglichen Variationen die Mahnung ertönt, „wer daheim in erträglichen Verhältnissen lebe, solle daheim bleiben.“*)

Anstatt eines warmen Appells an Ihre Wanderlust, der mir anfänglich vorschwebte, werden Sie nun leider die nüchterne Mahnung zur Bedachtsamkeit vernehmen.

Vor allem kam ich durch eigene Prüfung der Verhältnisse sofort zu der Erkenntnis, daß ein Grund zur Heimatsmüdigkeit für uns Appenzeller gar nicht vorhanden ist. Niemand schreit hier nach Brot. Appenzell ist im Gegenteil einer der wohlhabendsten Kantone der Schweiz. Bei einer Bevölkerung von etwas über 50,000 Einwohnern haben wir ein zugestandenes Steuerkapital von 90 Millionen Franken, während das wirklich vorhandene Kapital mit 120 Millionen Franken nicht überschätzt ist. Demnach trifft es per Kopf ein durchschnittliches Vermögen von 2000 Franken oder auf eine Familie von 5 Personen ein Reinvermögen von 10,000 Franken. Nur wenige Staaten in Europa vermögen eben so hohe Vermögensziffern aufzuweisen.

Der Wohlstand ist zudem in beständigem Wachstum begriffen; so hat das durchschnittliche Steuervermögen von 1880 bis 1890 per Kopf der Bevölkerung um Fr. 100. — zugenommen (von Fr. 1700. — auf Fr. 1800. —). Ein weiterer Beweis für das Gedeihen des Kantons ist die außerordentlich dichte und immer noch zunehmende Bevölkerung; umgekehrt deuten spärliche Bevölkerung und Abnahme der Volkszahl auf Armut und Rückgang eines Landes. Die Richtigkeit dieser längst bekannten Regel ergibt sich schon aus der

*) Bericht des schweiz. Konsuls in Sidney. Siehe Karrer, Bericht über das schweizerische Auswanderungswesen; Seite 91.

Vergleichung der Bevölkerungsdichte der schweizerischen Kantone. Appenzell ist mit 214 Einwohnern per Quadratkilometer der bevölkerteste Landkanton der Schweiz. Er wird nur übertroffen von Baselstadt und Genf. Zürich kommt mit 197 Einwohnern erst nach Appenzell; am spärlichsten bevölkert sind Wallis mit 19, Uri mit 16 und Graubünden mit 13 Bewohnern. Wir befinden uns zwischen Genf und Zürich in guter und reicher Gesellschaft, während die geringst bevölkerten Kantone Wallis, Uri und Graubünden ohne Zweifel zu den ärmsten gehören.

Die ganze ökonomische Entwicklung des Kantons in den letzten 50 Jahren war überhaupt eine überaus glückliche. Allerdings finden sich dazwischen einige Jahre geringerer Prosperität. Derartige Schwankungen haben jedoch für ein vorwiegend industrielles Land nichts anormales.

Dank der Mannigfaltigkeit unserer gewerblichen Tätigkeit haben wir wenigstens keine allgemeine Krisis zu verzeichnen gehabt und eine solche auch schwerlich zu befürchten. Seiden- und Baumwollweberei, Hand- und Maschinenstickerei sind nicht Zweige ein und derselben Industrie, sondern bilden eben so viele selbstständige Industrien, die sich vollständig unabhängig von einander entwickeln können. Während der Stockung der einen können sich die andern eben in einer Periode höchster Blüte befinden, und die verderblichen Wirkungen einer partiellen Krisis annähernd aufheben. So wird sich das Ganze immer im Gleichgewicht zu halten vermögen. Aus dieser gegenseitigen Wechselwirkung erklärt es sich, daß die gegenwärtige Krisis der Stickerei nicht so verderblich wurde, als man anfänglich befürchten mochte; der Ausfall in der Stickerei wurde durch vermehrte Produktion der Weberei teilweise wieder eingebracht und auf diese Weise eine allgemeine Notlage glücklicherweise vermieden. Verglichen mit andern Landesteilen sind die Verdienstverhältnisse im Appenzellerland denn auch trotz der Stickereikrisis noch verhältnismäßig günstige geblieben;

jedenfalls drängen sie nicht zur Auswanderung in größerem Maße.*)

Wir haben vollen Grund, uns über dieses Resultat zu beglückwünschen, denn die Rückwirkung einer forcirten Auswanderung auf das Mutterland ist nur in äußerst seltenen Fällen eine günstige. Nimmt die Emigration wirklich ernsthafte Dimensionen an, muß eine langsame Abnahme der Bevölkerung stattfinden und damit wird auch die Prosperität des Landes zurückgehen. Güter und Produkte, die einer größern Volkszahl zu genügen vermochten, sind plötzlich im Uebermaß vorhanden und bleiben teilweise ohne Verwendung. Ihre Preise müssen deshalb rasch sinken; einzelne Häuser stehen leer da; ein Teil der bestehenden Fabriken und Werkstätten muß den Betrieb einstellen und so wird jeder Besitz, Güter, Häuser und Einrichtungen, teilweise entwertet.

Die Auswanderer rekrutiren sich zudem aus dem besten Volksmaterial. Die kräftigsten Leute, die man am liebsten behalten möchte, reisen ab; Kinder und Greise, Gebrechliche und Erwerbsunfähige bleiben zurück. Die Zahl der Produktionsfähigen, die verdienen können, vermindert sich, während die Armen- und Steuerlast dieselbe bleibt. Auf eine kleinere Anzahl verteilt, wird sie aber für den Einzelnen um so größer und drückender.

Neben der Menge guter Arbeitskräfte geht dem Lande durch die Emigration aber auch Kapital verloren. Jeder Aus-

*) Tatsächlich hat die Auswanderung im letzten Jahre auch nicht auffallend zugenommen, obwohl man einen Zuwachs immerhin konstatiren kann. Von 1887 bis 1890 verzeichnen die Tabellen im Mittel 136 Auswanderer, anno 1891 jedoch 197, der Zuwachs beträgt ungefähr 1 ‰ der Bevölkerung. Durch die Stickereikrise ist demnach auf 1000 Einwohner je einer zur Auswanderung geführt worden, und die Gesamtmigration von 2 auf 3 ‰ gestiegen. In England haben sich in einzelnen Jahren über 10 ‰ der Bevölkerung nach überseeischen Häfen eingeschifft. Mit 3 ‰ stehen wir noch weit unter dieser Zahl und erreichen kaum das Mittel der durchschnittlichen schweizerischen Auswanderung in den letzten Jahren.

wanderer nimmt ein Bündel mit sich, das nicht so federleicht ist, wie man gewöhnlich voraussetzt. Ganz mittellose Leute können nicht auswandern.**) Nach verschiedenen statistischen Erhebungen in Süddeutschland läßt sich das mitgeführte Vermögen durchschnittlich auf tausend Franken per Kopf schätzen.

Da es vorzugsweise der Mittelstand ist, der auswandert, müßte eine vermehrte Emigration überdies eine schlechtere Verteilung des Vermögens nach sich ziehen. Der Gegensatz von Arm und Reich würde größer und unvermittelt, indem das Bindeglied, der kleine Mittelstand, der ja überall als der beste Kern des Volkes gilt, verloren ginge.

Bei Uebervölkerung eines Landes wird die Emigration als ein leichtes Mittel empfohlen, den Zurückbleibenden Luft und Raum zu schaffen. Die erwartete Erleichterung trifft jedoch oft nicht ein, oder ist nur eine vorübergehende, indem der Abgang durch vermehrte Einwanderung rasch wieder gedeckt wird. In dieser Lage befindet sich der Kanton Appenzell. Während sich z. B. von 1871 bis 1890 1533 unserer Landsleute nach überseeischen Hafenplätzen einschifften, haben sich in derselben Zeit 1311 Ausländer, also nahezu die gleiche Zahl auf Appenzeller Boden niedergelassen. In den siebziger Jahren, als die Geschäfte besonders florirten, wurde uns jeder Emigrant vom Auslande sogar doppelt ersetzt.**)

*) Siehe Roscher, Grundlagen der Nationalökonomie, Seite 751 und ff., ferner Roscher und Jannasch, Kolonien, Kolonialpolitik und Auswanderung.

**) Damals war die Zahl der Heimatsmüden übrigens auch sehr gering; im Durchschnitt kaum 30 Personen per Jahr. Ähnliche Resultate, wie für den Kanton Appenzell, ergibt ein Vergleich der Ein- und Auswanderung der ganzen Schweiz. Auch dort halten sich Einwanderung und Auswanderung ungefähr das Gleichgewicht und bleiben ohne merklichen Einfluß auf die Zunahme der Bevölkerung. Hingegen verändert sich durch derartige Zu- und Abflüsse nach und nach die Zusammensetzung und der Charakter der Bevölkerung. So hat z. B. im Oberhasle die Auswanderung der einheimischen Bevölkerung und der Zuzug von Italienern solche Dimensionen angenommen, daß die Italiener bald die Mehrzahl bilden werden und sich in Amerika mehr geborne Oberhasler finden als im ganzen obern Haslital.

Den Berichten des eidgenössischen statistischen Bureaus entnehme ich die folgenden Mitteilungen über die Berufsverhältnisse der in der Schweiz niedergelassenen Ausländer, die einige deutliche Fingerzeige für uns enthalten.*)

Die meisten Ausländer gehören dem Handwerker- oder Kaufmannsstande an. Im Jahre 1880 hatten wir in der Schweiz an fremden Handwerkern 6000 Maurer, 3700 Schuhmacher, 2000 Schneider, 3600 Schreiner, 2000 Uhrenmacher, 1500 Zimmerleute, 1200 Bäcker, 1200 Mechaniker, 1200 Schmiede, 1000 Bierbrauer u. s. w., wie auch alle übrigen Gewerbe eine große Zahl von Ausländern beschäftigen. Allein in den siebziger Jahren haben sich über 70,000 Fremde in der Schweiz niedergelassen.

Eine solche Masseneinwanderung fremder Handwerker war nur möglich, weil wir selbst den Bedarf an gewerblichen Arbeitern nicht zu decken vermochten, oder mit andern Worten, weil unsern eigenen Leuten die nötige Berufsbildung fehlte. Denn an Händen mangelt es uns nicht, alljährlich wandern noch über 4000 Personen ohne Beruf (Landwirte und Dienstboten) aus der Schweiz aus. Wenn man sich auf einen ganz egoistischen Standpunkt stellt, muß man zugeben, daß die Schweiz durch den angeführten Austausch von Arbeitern eher gewonnen als verloren hat. Die Eingewanderten standen den Ausgetretenen an körperlicher Kraft nicht nach, waren ihnen aber an Kenntnissen und Geschicklichkeit weit überlegen. Wir sind in den Besitz unzähliger tüchtiger Arbeiter gekommen, ohne für deren Heranbildung das geringste Opfer gebracht zu haben.

Gegenüber dieser utilitären Tendenz, die nur den Vorteil des Ganzen im Auge behält, steht die Pflicht des Staates, für alle seine Kinder zu sorgen, und sie alle durch eine entsprechende Erziehung und Bildung zu befähigen, sich in der Heimat ihr Brot verdienen zu können.

*) Siehe Karrer o. c., Seite 228.

Ich habe bereits bemerkt, daß jährlich noch Tausende von Schweizern auswandern, denen jede gewerbliche Bildung fehlt; im Kampfe um ihre Existenz sind sie einzig auf ihre Arme angewiesen. In Bezug auf körperliche Kraft können wir uns aber nicht mehr zu den bevorzugten Völkern zählen. So sind zum Beispiel die italienischen Arbeiter, wo es einzig auf körperliche Leistungen ankommt, der einheimischen Bevölkerung weit überlegen. Was uns an Kraft mangelt, müssen wir durch vermehrtes Wissen und größere Geschicklichkeit zu ersetzen suchen und deshalb insbesondere der gewerblichen Bildung in Zukunft erhöhte Aufmerksamkeit schenken.

Die Schule ist bis heute noch ohne Einfluß auf die gewerbliche Volksbildung geblieben. In welcher Weise sie daran teilnehmen soll, wage ich als Laie nicht zu entscheiden. Um zu einem praktischen Resultat zu gelangen, erlaube ich mir indeß den einen Vorschlag, die Kantonschule in Trogen, die in ihrer jetzigen Form entbehrlich ist, in eine kantonale Gewerbeschule umzuwandeln. Es ist jedoch hier nicht der Ort, näher auf diesen Vorschlag einzutreten.

Aus dem bisher Gesagten ergibt sich, daß sich ein Binnenland wie die Schweiz von der Auswanderung nur in seltenen Fällen Vorteile versprechen kann. In ganz anderer Lage befinden sich hinwieder jene Mächte, die eigene Kolonien besitzen, nach denen sie den Strom der Auswanderer leiten können. Mutterland und Kolonie bleiben dann in enger Verbindung und fördern sich wechselseitig. Ein kleines Land ohne Flotte kann hingegen nie zu eigenen Kolonien gelangen. Herr Dr. Joos, der sehr für Gründung schweizerischer Kolonien eingenommen ist, hat deshalb auch stets umsonst für seine Lieblingsidee Propaganda gemacht. Kolonien, wie sie Herrn Dr. Joos vorschweben, als kleine Schweizerinseln im großen Meere der Vereinigten Staaten brächten der Schweiz wenig Nutzen und könnten ihrerseits, so lange sie der schweizerischen Eigenart treu bleiben wollten, nicht gedeihen. Man kann keinen Sonder-

staat im Herzen fremder Staaten bilden. Die verschiedenen Bevölkerungselemente, die in den Kolonien zusammentreffen, müssen nach und nach eine homogene Masse bilden. Das kräftigste Element wird in Folge geistiger Ueberlegenheit oder tatkräftiger Unterstützung des heimatlichen Staates die Oberhand gewinnen und seine Sprache, seine Sitten und Eigenart den übrigen aufdrängen, oder mit andern Worten, alle andern allmählig absorbieren. Daß das schweizerische Element zu dieser Herrscherrolle bestimmt sei, wird niemand ernstlich erwarten. Die Würfel sind übrigens in den meisten Kolonien schon gefallen, fast überall haben die Engländer die Führung übernommen.

Günstig für jedes Land, ob dasselbe eigene Kolonien besitze oder nicht, wird die Auswanderung, wenn an Stelle der dauernden Niederlassung in der Fremde nur eine vorübergehende Landesabwesenheit tritt. Diese Art der Kolonisation kann für das Heimatland außerordentlich fruchtbringend werden. Neue Handelsbeziehungen werden angeknüpft und der heimischen Industrie neue Absatzgebiete erschlossen, wie auch die Zurückkehrenden mit ihren erweiterten Kenntnissen und Erfahrungen der Heimat oft noch gute Dienste leisten können.

Leider ist die Auswanderung in dieser Form nur Handwerkern, Kaufleuten, Industriellen und Technikern möglich, während Ackerbaukolonisten gewöhnlich zeitlebens an ihren Besitz und ihre neue Heimat gebunden bleiben und für das Mutterland für immer verloren sind. Wenn der Staat die Zahl der berufslosen Auswanderer, die lediglich auf landwirtschaftliche Arbeiten angewiesen sind, zu vermindern sucht, indem er der gewerblichen Bildung in Zukunft mehr Aufmerksamkeit zuwendet, erfüllt er deshalb nicht nur eine Pflicht, sondern er fördert zugleich sein eigenes Interesse.

Die schweizerischen Behörden haben bisher weder für noch gegen die Auswanderung Stellung genommen. Doch haben sie erkannt, daß der Staat den meistens unerfahrenen Auswanderer wenigstens beraten und beschützen müsse und

ihm auch in der Fremde die leitende Hand nicht entziehen dürfe. Dieser gewiß sehr richtigen Auffassung verdanken wir das Auswanderungsgesetz vom 24. Dezember 1880, das die ganze Materie in ausgezeichnete Weise regelt. Es schützt den Emigranten vor allem vor Betrug und Ausbeutung, vor falschen Anpreisungen und zudringlichem Anwerben der Auswanderungsagenten und gibt ihm durch Schaffung eines Ausfunftsbureaux Gelegenheit, sich über alle Fragen, die ihn interessieren, unentgeltlich zu unterrichten.

Zur Durchführung dieses Gesetzes wurde ein besonderes Auswanderungskommissariat organisiert, an dessen Spitze gegenwärtig Herr Nationalrat Karrer steht. Herr Karrer bezeugt allen Auswanderern großes Interesse und Wohlwollen und ist jeder Zeit zu Rat und Belehrung bereit. Es kann daher den Auswanderungslustigen nicht genug empfohlen werden, sich bei ihm Rat zu holen und sich über die Verhältnisse des Landes, in dem sie ihr Zelt aufschlagen wollen, genau zu erkundigen, bevor sie den Entschluß zur Reise fassen. Sie werden sich durch diese Vorsicht, die nichts kostet, manche Enttäuschung und vielen Schaden ersparen.

Wenden wir uns nun dem Auswanderer selbst zu. Bevor er den ersten Schritt wagt, aus den gewohnten Verhältnissen herauszutreten, wird er sich Rechenschaft geben müssen, ob er auch die nötigen Eigenschaften besitze, um sich in der Fremde über Wasser zu halten. Ganz unzutreffend ist die Ansicht, daß Leute, die hier nichts taugen, denen alles, was sie hier anfassen, mißlingt, in Amerika nun plötzlich Großes leisten werden. Aus dürrer Holz lassen sich auch dort keine Pfeifen schneiden. Leider geben sich aber gerade etwas beschränkte Leute gerne den überspanntesten Hoffnungen hin, und entschließen sich leichtsinnig zur Abreise. In fremden Verhältnissen vermögen sie sich jedoch nicht zurecht zu finden; einmal aus dem gewohnten Rahmen herausgerissen, wissen sie sich weder zu drehen noch zu strecken und gehen fast ohne

Ausnahme zu Grunde. So hart ihr Loos hier auch sein mag, wird es deßhalb immer noch besser sein, als das traurige Schicksal, das ihrer in der Fremde wartet.

Anderseits besitzen viele, die hier ihrer ganzen Kraft bedürfen, um nur leben oder besser gesagt vegetiren zu können, alle Eigenschaften, die zum Erfolg führen müssen. Es ist ihnen in dem beschränkten und kleinlichen Wirkungskreis jedoch unmöglich, ihre reichen Kräfte fruchtbringend zu entfalten. Diese alle mögen sich aufraffen, ihr Bündel schnüren und ihre Gaben einem dankbarern Boden zuwenden. Die Welt steht ihnen offen. Während sie hier ein kümmerliches Dasein fristen, wird es ihnen in der neuen Welt oft bald gelingen, sich eine unabhängige und geachtete Existenz zu erringen.

Wenn mich Auswanderungslustige um Rat fragen, erkundige ich mich vor allem nach ihrem Charakter, ihren Fähigkeiten und ihren frühern Schicksalen. Aus diesen Elementen läßt sich die Zukunft mit großer Wahrscheinlichkeit bestimmen.

Schwächlinge taugen nicht zur Auswanderung.

Anderseits rate man kräftigen Naturen nicht von der Auswanderung ab, indem man ihnen Genügsamkeit predigt. Zufriedenheit mit einem kleinlichen Loos ist keine Tugend; sie entspricht meistens nur einem Mangel an Charakter und Tatkraft. Das „unter meinem Dache leb' ich froh und still“ ist oft nur der Ausdruck träger Bequemlichkeit. Wer sich selbst achtet, kann sich in kläglichen Verhältnissen nicht wohl fühlen; er muß daraus heraustreten und versuchen, sich ein menschenwürdigeres Dasein zu erringen, auch wenn er dabei zu Grunde gehen sollte.

Ältern Leuten ist die Auswanderung nicht zu empfehlen, weil es ihnen schwer wird, sich unter fremden Menschen zurecht zu finden. Sie stehen plötzlich mitten in einer neuen Welt, in die sie nicht passen; Sprache, Sitten, Lebensweise, Nahrung und Getränke, alles ist ihnen unsympathisch. Sie kommen sich vor wie verkauft und fühlen oft schweres Heimweh. Es

ist vorgekommen, daß Eltern, die ihren Kindern nachgezogen waren, nicht in Amerika zu bleiben vermochten und wieder in die Heimat zurückgekehrt sind.

Das leidige Heimweh hat übrigens auch schon manchen jüngern Appenzeller vorzeitig in's Ländchen zurückgeführt. Es kann auch nicht erstaunen, wenn wir Schweizer mehr als andere Nationen an dieser Kinderkrankheit leiden. Unsere Dichter machen aus dem Heimweh ja beinahe eine Tugend und stellen sich selbst gerührt, während ein Heimwehkranker sonst überall nur spöttischem oder verächtlichem Lächeln begegnet. Ich habe beobachtet, daß Leute, die im Heimweh schwelgen, meistens in kleinlichen Verhältnissen aufgewachsen sind. Je beschränkter ihr Verkehrskreis war, desto mehr fürchten sie sich, daraus herauszutreten; je weniger sie von der Welt kennen, desto größere Wichtigkeit messen sie den eigenen Anschauungen bei. So sind auch Bürger kleiner Staaten dem Heimweh zugänglicher als die Angehörigen großer Reiche. Ein Amerikaner kann 8 Tage im Schnellzug in derselben Richtung fahren, ohne die Grenzen seines Heimatlandes zu überschreiten; sein Sinn gewöhnt sich an große Dimensionen und beständigen Wechsel; weite Ausblicke sind ihm Bedürfnis. Im großen Britenreiche geht die Sonne nie unter. Der Engländer findet denn auch die Welt gerade groß genug für sich und ist überall zu Hause, während dem Kleinbürger zeitlebens eine kleine Vorliebe für die heimatliche Scholle bleibt.

Jeder Auswanderer muß auf viele Entbehrungen und angestrengteste Arbeit gefaßt sein. Die Konkurrenz mit dem Amerikaner ist nicht leicht zu bestehen. Sie sind geweckter als wir Europäer und arbeiten mit beständiger Hast. Sie gönnen weder sich selbst noch andern Ruhe. Grüße wie die bei uns üblichen „nicht zu fleißig“ oder „thut güt“ oder „alsgmach nach“ sind im Lande der Elektrizität nicht bekannt. Nur wer arbeitet und zwar wer selbst arbeitet, wird in Amerika gedeihen. Es ist unmöglich, vorwärts zu kommen, indem man

nur anderer Arbeit leitet, wie es sich viele träumen. So hat mir Herr Dr. Zoos erzählt, daß sich ihm stets eine Menge von Leuten vorstellen, die auf die Stelle eines Direktors seiner projektirten Kolonien reflektiren. Für die schwere Arbeit meldet sich Niemand, „Herr Koloniedirektor“ zu werden leuchtet hingegen Allen ein.

Der Auswanderer darf sich nicht einbilden, daß bei seiner Ankunft in der Kolonie mit allen Glocken geläutet werde. Er wird eher mit Mißtrauen empfangen und als Eindringling betrachtet. Er zählt anfänglich nicht voll, muß immer von unten auf dienen und sich klein machen, um geduldet zu werden. Tausendmal wird er sich verletzt und zurückgesetzt fühlen. Niemand nimmt sich die Mühe, seinen Namen zu merken; er ist nur der Fremde, der Schweizer (bei uns der Schwabe), oder sonst ein Kollektivbegriff. Inmitten der allgemeinen Mißachtung muß die Selbstachtung bewahrt werden. Wer sich in dieser ersten Zeit weichen Stimmungen oder sentimentalen Regungen überläßt, ist verloren. Das ist der Moment, sich des Goethe'schen Wortes zu erinnern:

Allen Gewalten
Zum Trotz sich erhalten,
Niemals sich beugen,
Kräftig sich zeigen,
Rufet die Hülfe der Götter herbei.

Vor Allem muß die Anerkennung und Achtung der neuen Umgebung errungen werden, selbst wenn diesem Bestreben alle anderen Rücksichten, besonders ökonomische Vorteile, geopfert werden müssen. Ausdauernde angestrenzte Arbeit, Leistungen, die über das gewöhnliche Maß hinausgehen, sind die einfachen Mittel, dieses Ziel zu erreichen. Sie stehen Jedem zur Verfügung, denn Jedem ist es möglich, wenigstens während einiger Zeit alle seine Kräfte auf's Aeußerste anzuspannen und sie absolut auf die Arbeit zu konzentriren. Auf diese Weise wird

der anfänglich wenig beachtete Ankömmling nach und nach einen gewissen Raum ausfüllen, er wird ein notwendiges Rad in dem Getriebe und mit der Zeit eine Persönlichkeit, die nicht mehr zu übersehen ist und deren Name jeder Zunge geläufig wird. Dann ist der erste Stein zum Erfolg gelegt.

An Reisegeld bedarf ein einzelnstehender Auswanderer nur einer kleinen Summe, je nach dem Reiseziel, 300—500 Franken. Nach der Ankunft am Bestimmungsorte wird er sich seinen Unterhalt leicht selbst verdienen können. Auswanderer-Familien sind in schwierigerer Lage. Sie werden auf keiner Farm in Arbeit genommen, und müssen sich deshalb gleich Anfangs ein eigenes Heim gründen. Wenn man die Kosten der Reise, der Farm, der Möbel, des Arbeitsgeschirres und eines Gespannes und endlich die Kosten des Unterhalts der Familie bis zur ersten Ernte zusammenrechnet, kommt man mit den bescheidensten Ansätzen immer noch auf die Summe von 5000 Fr. Es ist dies ein Minimum, das große Sparsamkeit voraussetzt und der Familie noch viele Entbehrungen auferlegt. Eltern mit kleinen Kindern, die nicht über mindestens 8000 Fr. verfügen, ist von der Uebersiedlung nach Amerika überhaupt abzuraten.

Vor der Auswanderung in's Blaue hinein kann nicht genügend gewarnt werden.

Juristen, Aerzte, Geistliche, Lehrer und Apotheker finden schwer Stellen; die meisten Konsularberichte raten ihnen überhaupt vom Auswandern ab. Handwerker müssen sich erst genau nach den jeweiligen Arbeitsverhältnissen in den Kolonien erkundigen und sollten nur bei günstigen Aussichten abreisen.

Endlich sollte sich kein Emigrant einschiffen, ohne vorher mit dem Auswanderungskommissär verkehrt zu haben.

Es erübrigt uns noch, die für den Auswanderer wichtigste Frage zu entscheiden, die Wahl der neuen Heimat.

Eine einigermaßen freie Wahl haben übrigens nur die Ackerbaukolonisten. Kaufleute, Ingenieure, zum Teil auch

Handwerker, müssen vor der Abreise einer Anstellung sicher sein. Sie müssen sich ganz nach der Nachfrage richten, und gewärtigen, wohin sie geschickt werden. Der Weg nach den Kolonien geht für sie von den großen Handelscentren, Paris, London, Hamburg zc. aus und sie tun daher gut, erst einige Zeit in einer dieser Städte zu arbeiten, um sich einzuleben und eine günstige Anstellung abzuwarten.

Aber auch der Landwirt hat auf dem weiten Erdenrund keine absolut freie Wahl. Er muß sich ein Land aussuchen, dessen Klima schwere körperliche Arbeit im Freien gestattet. Die subtropischen Länder, Central-Afrika und Central-Amerika, Ostindien zc. fallen deshalb von vorneherein außer Betracht. Aus politischen und sozialen Gründen entzieht sich ihnen Rußland und ganz Asien. Die noch bleibenden Länder wollen wir rasch Revue passiren lassen.

Beginnen wir mit Afrika*). Die französische Kolonie Algerien in Nordafrika ist von der Schweiz in nur wenigen Tagen erreichbar und lockte deshalb viele schweizerische Auswanderer an; doch haben die meisten derselben nach den Berichten der Schweizerischen gemeinnützigen Gesellschaft vom Jahre 1845 „ein unglückliches Loos, Krankheit und Elend gefunden und sind unglücklicher heimgekommen, als sie es vorher waren.“

Nach dem letzten Berichte des Eidgen. Departement der Auswanderung bot Südafrika kräftigen Auswanderern in den letzten Jahren ein günstiges Reiseziel. Die Chancen des Erfolges sind jedoch auch dort nach dem plötzlichen Auftreten einer Krisis in der Bergwerksindustrie sehr gering geworden. Afrika dürfen wir deshalb aus dem Traumbuche der Ackerbaukolonisten gestrichen. Hingegen dürfte es die volle Aufmerksamkeit der besser gestellten Emigranten in Anspruch nehmen. Für Kaufleute, Pflanzler und Ingenieure u. s. w. eröffnet sich dort ein unbegrenztes Spekulationsfeld. Das

*) Vergl. Karrers Bericht über das schweiz. Auswanderungswesen.

Klima ist in ganz Afrika dem Europäer indeß nicht ungefährlich, man wandelt bekanntlich nicht ungestraft unter Palmen. Dem großen Risiko entsprechend darf man hier auch größere Ansprüche machen, oder bleibt besser weg, wenn nicht einiger Erfolg sicher ist.

Australien besitzt in seinem südlichen Teil viel fruchtbares Land, bei gesundem, gemäßigtem Klima. In Australien sollen die Ansiedler ein höheres Alter erreichen als in Europa und Greise sich nach ihrer Ankunft wieder verjüngt fühlen. Jedenfalls kann man das ganze Jahr, ohne der Gesundheit zu schaden, im Freien arbeiten.

Australien ist der spärlichst bevölkerte Erdteil, auf eine Fläche von der Größe des Kantons Appenzell zählt er nur 80 Einwohner, Westaustralien sogar nur 5. Das Innere des Erdteiles ist noch ganz unbewohnt und ohne künstliche Bewässerung auch unbewohnbar. Es enthält teilweise so öde und gefährliche Wüsteneien, daß die Durchquerung Australiens nur selten ausgeführt wurde und noch heute zu den gewagtesten Leistungen, deren der Mensch überhaupt fähig ist, gehört.

Die südlichen und östlichen Küstenländer, Victoria, Queensland und Neu-Süd-Wales wie auch die Inseln Tasmania und Neu-Seeland sind hinwieder von großer natürlicher Fruchtbarkeit. In Schafzucht und Wolleproduktion nimmt Australien den ersten Rang unter allen Ländern der Welt ein.

Der Wert der jährlichen Wollenschur erreicht allein die Summe von 500 Millionen Franken. Daneben nimmt auch der Ackerbau mit jedem Jahr an Bedeutung zu. Außer Schafen und Wolle wird bereits auch Mehl, Wein, Zucker und Taback ausgeführt. Die prächtigen klimatischen Vorbedingungen, die reichen Grasflächen und besonders auch die Art des Landbaues, der ähnlich wie in der Schweiz fast ausschließlich, auf die Viehzucht gerichtet ist, scheinen Australien für unsere Landsleute zu einem besonders sympathischen Reiseziel machen zu müssen. Wenn die schweizerischen Ansiedler

trotzdem in geringer Zahl geblieben sind, erklärt sich dies aus der großen Entfernung dieser Kolonie. Die Australier sind beinahe unsere Gegenfüßler; die Reise von der Schweiz nach Melbourne oder Sidney nimmt ungefähr 2 Monate in Anspruch, die Seereise dauert allein 52 Tage. Der großen Distanz entsprechend sind auch die Ueberfahrtskosten bedeutend, während die Hoffnung auf die Rückkehr, die jeder Auswanderer bei seiner Abreise noch nährt, um so geringer ist.

Der deutsche oder schweizerische Auswanderer hat ferner keine Aussicht, in Australien gleichgesinnte oder stammverwandte Menschen zu finden. Die englischen Ansiedler geben allein den Ton an, und finden sich in solcher Uebersahl, daß die deutschen Einwanderer ihre Eigenart nicht zu bewahren vermochten. Die Ansiedlung in Australien kann deshalb nur gewandteren Kolonisten empfohlen werden, jüngeren Leuten, die etwas englisch sprechen, die sich jeder Lage anzupassen wissen und kleinen Abenteuern nicht aus dem Wege gehen. Aber auch sie dürfen nicht abreisen, ohne genügende Baarschaft zu besitzen, um während einiger Monate in aller Ruhe etwas Passendes suchen zu können. Bestes Reiseziel ist Melbourne im fruchtbaren Staate Viktoria.

Dem schweizerischen Durchschnittsauswanderer bietet hingegen Australien wie bemerkt wenig Aussicht auf Erfolg.

Wenn wir unser Kaleidoskop weiter drehen, kommt nun die Reihe an den Amerikanischen Kontinent, eine ungeheure Landfläche, auf der das große deutsche Reich mehr als 70 Mal, die Schweiz beinahe 1000fach Platz finden könnte. Aber auch von diesen Ländern müssen wir den größten Teil ausscheiden als für den Auswanderer verloren, oder noch nicht gewonnen. Außer den Vereinigten Staaten vereinigt gegenwärtig nicht ein einziger amerikanischer Staat die nötige Summe günstiger Vorbedingungen, um zur Ansiedelung einzuladen.

Kanada, im Norden Nordamerikas, ist in seinen unbefiedelten Teilen zu kalt und rauh, um den Kolonisten eine sichere Existenz zu versprechen. In der Provinz Manitoba am Winnipegsee nahm die Besiedlung in den letzten Jahren zwar große Dimensionen an. Sering*) schildert die Lage der westkanadischen Farmen indes als keineswegs beneidenswert. „Sie haufen in unbehaglichen Bretterhütten auf der einsamen Prärie, abgeschnitten von jedem nachbarlichen Verkehr und vielfach ohne genügenden Vorrat an gesundem Trinkwasser; harte Arbeit von früh bis spät ist ihr Loos.“ Trotz allen Entbehrungen haben sie Mühe, ein einfaches Auskommen zu finden.

Der erste Staat südlich von den Vereinigten Staaten, Mexico, enthält viele fruchtbare Gegenden, die in klimatischer Hinsicht dem Europäer sehr zusagen. Nach den Berichten des schweizerischen Konsuls soll sich jedoch Mexico in Folge seiner sozialen und politischen Zustände für schweizerische Ansiedler vorläufig noch nicht eignen. Inmitten der spanisch sprechenden Bevölkerung würden sich unsere Landsleute auch vollkommen verloren fühlen.

Die Centralamerikanischen Republiken, die ich teilweise aus eigener Anschauung kenne, verschließt das Klima dem weißen Ackerbaukolonisten ganz, nur der Neger setzt sich ungestraft der Glut der Sonne aus. Selbst Pflanzer, die über größere Kapitalien verfügen, tun gut, diese Staaten wegen ihren unbeständigen politischen Zuständen zu fliehen.

Brasilien, obwol für schweizerische Auswanderer sehr wenig geeignet, hat in den 50er Jahren doch Tausende derselben aufgenommen. Sie gingen alle den grausamsten Erfahrungen entgegen. In der Mehrzahl als sogenannte „Halbpächter“ engagirt, kamen sie in ein drückendes Abhängigkeits-

*) Max Sering, die landwirtschaftliche Konkurrenz Nordamerika's, ein ausgezeichnetes Werk.

verhältnis, das von absoluter Sklaverei wenig verschieden war. Im Jahre 1860 wurde vom Bundesrate endlich ein außerordentlicher Gesandter nach Brasilien gesandt, um, wie sich der ständerätliche Bericht ausdrückt, „diese unglücklichen Mitbürger aus der Sklaverei zu befreien.“ Seinen Bemühungen gelang es, die Halbpächter ihrer drückendsten Verpflichtungen zu entheben und ihr trauriges Loos einigermaßen zu mildern.

Die Verhältnisse sind überhaupt etwas bessere geworden, trotzdem warnen auch heute noch einzelne Konsule vor der Uebersiedlung nach Brasilien. Karrer zitiert den Bericht eines Konsuls, der das Leben der Eingewanderten als ein „Leben dienender Knechte“ schildert. Das klingt allerdings noch abschreckend genug.

In den letzten Jahren sind zahlreiche Auswanderer nach der Kolonie Alpina, die einer Schweizerfirma gehört, abgegangen. Die Kolonie soll sich nun aber in Auflösung befinden und einzelne Familien sind bereits wieder zurückgekehrt. Ich habe seiner Zeit mehreren Appenzeller Familien von der Uebersiedlung abgeraten und ihre Abreise auch tatsächlich verhindert. Heute werden sie ihre Vorsicht schwerlich bereuen.

Die Republik Chile, obwohl der entwickeltste und geordnetste Staat Südamerikas kann den Auswanderern eben so wenig empfohlen werden. „Von 2000 Schweizern, die in den 80er Jahren in Chile einwanderten, starben in kurzer Zeit 200 an der Ruhr, viele fielen der Wohltätigkeit anheim, oder zogen, den Schweizer namen verunehrend, bettelnd im Lande herum“.*) Aber auch den Uebrigen, die sich rüstig und ehrlich an die Arbeit machten, wird der Erfolg nicht leicht werden. „Sie stehen nicht nur in fremdem, sondern in feindlichem Lande; die chilenische Landbevölkerung betrachtet den Einwanderer als Eindringling und verfolgt ihn mit tödtlichem

*) Siehe Karrer's Bericht Seite 82 u. ff.

Hasse." In Panama waren die chilenischen Arbeiter die verwegenen und gewalttätigsten und neben den Griechen die gefürchtetsten. Verglichen mit diesen Weißen sind die schwarzen Arbeiter von kindlicher Sanftmut. Die Konsularberichte stimmen mit meinen eigenen Erfahrungen vollkommen überein und ich könnte deshalb armen und abhängigen Kolonisten Chile nie zur Ansiedlung empfehlen.

In Argentinien sind gegenwärtig ungefähr 20,000 Schweizer ansässig. Das Land bot alle Bedingungen des Gedeihens, fruchtbaren Boden und ein gesundes, dem unsrigen ähnliches Klima. Seit 2 Jahren laborirt Argentinien hingegen an einer schweren Finanzkrisis, die in Verbindung mit politischen Wirren den Einwanderern momentan jede Aussicht auf Erfolg entzieht. Im letzten Jahre sind über 30,000 Personen mehr aus-, als eingewandert. Die schweizerische Einwanderung in Argentinien war im Jahre 1889 noch 1294 Personen stark, im Jahre 1891 fiel diese Zahl auf 282 und im laufenden Jahr wird sich wahrscheinlich noch eine weitere Abnahme zeigen. Argentinien wird Jahre benötigen, um seine Finanzen wieder ins Gleichgewicht zu bringen und seinen Kredit zurück zu gewinnen und vermag deshalb voraussichtlich auf Jahre hinaus dem Emigranten kein günstiges Reiseziel zu bieten.

Die bisher genannten Länder absorbiren kaum einen Zehntel der schweizerischen Auswanderer. Das Hauptkorps wendet sich geschlossen nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika oder wie man kurz sagt, nach Amerika. Die Vereinigten Staaten haben ein so bedeutendes Uebergewicht über alle andern amerikanischen Nationen gewonnen, daß sie diesen Titel mit Recht für sich allein beanspruchen.

Ihre Entwicklung grenzt an's Wunderbare. Vor 100 Jahren noch wenig zahlreich, sind die Amerikaner heute das reichste und mächtigste Volk der Erde. Und noch sind lange nicht alle Banner entfaltet. Der Reichtum des Bodens ist

fast unbegrenzt und reicht weit über die eigenen Bedürfnisse hinaus. Die Bevölkerung kann von 60 auf 600 Millionen anwachsen, ohne die Dichte der Bevölkerung Deutschlands zu erreichen. Ja, wenn sich alle heute lebenden Menschen in den Vereinigten Staaten vereinigten, wären diese noch nicht so dicht bewohnt, wie der Kanton Appenzell. Hier ist noch Raum für Millionen.

Das Gebiet der Vereinigten Staaten kommt dem europäischen Kontinent an Größe fast genau gleich. Das deutsche Reich könnte 17 Mal, die Schweiz 226 Mal in diesen ungeheuren Rahmen eingezwängt werden. Leider kann ich mich kaum auf die oberflächlichste Beschreibung dieses wunderbaren Landes einlassen; wir haben heute nur zu untersuchen, wo der Auswanderer, und unter diesem verstehe ich nur den weniger bemittelten Ackerbaukolonisten, die günstigsten Lebensbedingungen findet. Die Hauptbedingungen des Gedeihens sind für ihn ein mäßiges, gesundes Klima, fruchtbarer Boden, die Möglichkeit billigen Landerwerbs und vorteilhafter Verwertung der erzeugten Produkte, geregelte staatliche und soziale Verhältnisse und endlich angenehme stammverwandte Nachbarn, die ihm in der ersten Zeit mit Rat und Tat an die Hand gehen. Die Gegenden, die alle diese Eigenschaften in sich vereinigen, sind leider auch in Amerika schon sehr selten.

Aus dem ungeheuren Landkomplex der Vereinigten Staaten muß vor Allem die große amerikanische Wüsten- und Steppenregion ausgeschieden werden. Sie zieht sich von der Sierra Nevada und dem Cascaden-Gebirge ausgehend, in östlicher Richtung hin bis zum 100. Längengrad und umfaßt ungefähr $\frac{2}{5}$ des Gebietes der Union. Die Staaten Idaho, Nevada, Utah, Arizona, Neu-Mexiko, Colorado, Wyoming, Montana und Teile von Dakota, Nebraska und Kansas sind darin inbegriffen. Auf diesem ganzen Gebiete sind die Niederschläge zu gering, um menschliche Kulturen zu ermöglichen. Durch künstliche Bewässerung sind zwar mitten in der Steppe fruchtbare

Dasen geschaffen worden, deren Zahl und Ausdehnung durch neue großartige Bewässerungsanlagen noch täglich vermehrt wird. Diese künstlichen Anlagen vertheuren aber das Land und den Betrieb; der Farmer muß selbstverständlich das Wasser bezahlen und kommt leicht in ein unbequemes Abhängigkeitsverhältniß von der Gesellschaft.

Selbst die Viehzucht, die in der Steppenregion in größtem Maßstabe betrieben wird, eignet sich nicht für Auswandererfamilien. Sie ist dort noch halbnomadischer Weidebetrieb. Der dürftige Graswuchs der Steppe gestattet kein langes Verweilen auf der nämlichen Stelle und zwingt die Heerden zu beständiger Wanderung. Die Heerden zählen tausende von Stücken, einzelne Firmen nennen über hunderttausend Stück ihr eigen. Zur Pflege dieser ungeheuren Heerden genügen wenige Leute, die sogenannten Cow-boys. Die Natur muß hier das Meiste tun. Die Cow-boys oder Rühbuben, berittene und verwegene Burschen, die ein hartes, an Gefahren und Abenteuern reiches Leben führen, haben nur die Heerde beisammen zu halten, ihre Bewegung zu leiten und sie gegen Raub zu schützen. Ein so bewegtes Leben vermag wohl einzelne schneidige junge Leute anzuziehen, dem Durchschnittsauswanderer wird es jedoch kaum zusagen.

Noch weniger anziehend ist dem schweizerischen Emigrant die Arbeit in Minen, an denen die Steppenregion (Felsengebirge und Sierra Nevada) außerordentlich reich ist. Die Zustände in den Minendistrikten sind gewöhnlich noch wenig geregelt; der Farmer muß hier nicht nur den Pflug, sondern gelegentlich auch die Waffen zu führen wissen. Er trifft hier ein aufregendes Leben, das der friedlichen Gesinnung der meisten schweizerischen Auswanderer wenig entspricht.

Nach Ausscheidung der Steppenregion steht dem Auswanderer noch die ganze Westküste und die große fruchtbare Tiefebene des Mississippi-Beckens zwischen dem atlantischen Ozean und dem 100. Längegrad, offen.

Das Gebiet der Westküste, die Staaten Kalifornien, Oregon und Washington umfassend, ist in klimatischer Hinsicht besonders begünstigt. In San Francisco steigt der Thermometer im Sommer selten über 26 °, die mittlere Sommer- und Winterwärme differiren nur um 3 °. Die höheren Täler haben zwar wärmere und trockenere Sommer, sie gehören aber immer noch zu den gesegnetsten Gegenden Amerikas. Kalifornien ist nur sehr dünn bevölkert, aber trotzdem liegt fast alles bebaubare Land westlich der Sierra bereits in festen Händen. Der Ackerbau ist hier in der Hauptsache Großbetrieb; Güter von 1000 bis 5000 Jucharten gehören zu den kleinen Besitzungen; solche von 20,000 bis 30,000 Jucharten sind nicht selten.

Der kleine Mann kann sich in Kalifornien leicht Land pachten, wird aber selten Gelegenheit finden, sich eigenen Grund und Boden zu erwerben.

Weiter nördlich in Oregon und Washington findet sich in landschaftlich ebenso vollendet schöner Gegend noch mehr freies Land. Im westlichen Oregon ist der unbebaute Boden mit prachtvollen Waldungen bestanden, die den Hauptschmuck der herrlichen Landschaft bilden, der Kulturarbeit des Kolonisten jedoch ein unwillkommenes Hindernis entgegenstellen, das er nur durch jahrelange Arbeit zu überwinden vermag. Die meisten Einwanderer ziehen daher die Ansiedlung im östlichen Oregon und Washington vor, wo im Becken des Columbia-River noch große Strecken baumlosen Prärienlandes brach liegen. Seit den 80er Jahren ist dieses ganze Gebiet mit der Stadt Walla-Walla als Zentrum in lebhafter Besiedlung begriffen. Leider rekrutiren sich die Einwanderer zum großen Teil in Amerika selbst und das deutsche Element ist deshalb in beiden Staaten noch sehr spärlich vertreten; anno 1880 bildete es noch kaum 3 % der Bevölkerung. Für den unerfahrenen und ganz ungebildeten Auswanderer bietet deshalb Oregon vorläufig noch keinen wohl vorbereiteten Boden. Ein

etwas gewandter und unternehmender Mann mit einigen Kenntnissen und etwas Kapital wird hingegen in diesem gesegneten Land, „dem Garten des Nordwestens“ hundertfach Gelegenheit finden, sein Glück zu machen. Zum Betrieb von Viehzucht und Milchwirthschaft ist Oregon sehr geeignet. Der Wald ist reich an Wild, die Gewässer liefern reiche Ausbeute an Fischen, besonders an Lachs, der von hier in großer Menge versandt wird und Millionen einträgt. Der Ueberfluß an herrlichen Waldungen und den besten Holzarten, der Reichtum an Wasserkraft eröffnet den mannigfachsten gewerblichen Unternehmungen Aussicht auf Gedeihen. Auch Land kann noch zu günstigen Bedingungen erworben werden. In diesem herrlichen milden Küstenland müßte es eine Lust sein, sich eine neue Heimat zu suchen. „Von den Hügeln und Bergen herab (sagt Seering*) grüßen ehrwürdige dunkle Tannen- und Cedernwälder, überall rauschen in den grün belaubten Tälern wasserreiche Bäche und Flüsse, welche von den mächtigen Schneepyramiden des Hochgebirges herabströmen.“

Doch verlassen wir dieses Eden, um uns weiter östlich nach der Mississippi-Region zu begeben, in der sich eigentlich die ganze Bedeutung der Vereinigten Staaten concentrirt. Von den 62 Millionen Amerikanern leben 60 Millionen auf diesem Gebiet; außer San Francisco schließt es alle größern Städte in sich ein.

Für den Auswanderer ist hingegen ein großer Teil dieser Region ebenfalls ohne Bedeutung.

An der Goldküste, in Florida, Georgia, Mississippi und Louisiana verbietet das Klima den Kolonisten die Arbeit im Freien. Wir stehen hier mitten im Herd von Fiebern und feuchenartigen Krankheiten. In den nördlichen Südstaaten werden nur die Niederungen von Gallen- und Wechselfiebern heimgesucht, während das Klima des Hochlandes als gesund

*) Max Sering, o. c., Seite 263.

gerühmt wird. Die deutschen Ansiedler sind trotzdem in allen Südstaaten wenig zahlreich vertreten und nehmen zudem von Jahr zu Jahr noch ab*). Nachdem sich die hier angesiedelten Deutschen nicht zu halten vermochten, dürfte die weitere Einwanderung kaum zu empfehlen sein.

Es erklärt sich diese Landesflucht aus den ungünstigen sozialen Zuständen der Südstaaten. Die Bevölkerung ist in der Mehrzahl farbig und wie alle Mischrassen träg und faul. Die Arbeit wird hier nicht als eine Ehre betrachtet, wie in den Nordstaaten; die Entwicklung des Landes ist zurückgeblieben, es fehlt an Straßen, Schulen und Kirchen, an geordneten öffentlichen Verwaltungen. Durch die Mißwirtschaft der Negerregierungen sind die meisten der ehemaligen Sklavenstaaten tief in Schulden gekommen und dekretiren Steuern, die der Farmer kaum mehr aufzutreiben vermag.

Inmitten der schmutzigen schwarzen Bevölkerung wird sich der weiße Arbeiter zudem nicht wohl fühlen, er kann hier zwar sein Auskommen, aber nie eine Heimat finden.

Von den Nordstaaten entzieht sich dem Auswanderer der ganze östliche Teil: die Neuengland-Staaten, New-York und Pensilvanien. Die östliche, Europa zugewandte Küste Nordamerikas wurde naturgemäß zuerst kolonisirt. Die Besiedlung begann schon vor zwei Jahrhunderten und ist heute eine so vollständige, daß diese Staaten ganz den Charakter eines alten Kulturlandes tragen. Der Auswanderer, der sich hier ansiedeln wollte, würde dieselben ungünstigen Lebensbedingungen wiederfinden, die ihn in Europa zur Abreise zwangen. Selbst die alten Weststaaten, Ohio, Indiana, Illinois und Iowa sind dem wenig bemittelten Ansiedler schwer zugänglich. Die Landpreise, obwol noch verhältnismäßig billig, stehen längst nicht mehr im Einklang mit seiner Börse. Der Wert der Suchart guten Landes in zugänglicher Lage variirt zwischen

*) Siehe Jung, deutsche Kolonien, Seite 111.

150 Franken und 1000 Franken; eine gewöhnliche Farm von 80 Juchart muß deshalb immer noch mit mindestens 12,000 Franken bezahlt werden, eine Summe, über die nur wenige Emigranten verfügen können.

Es bleiben deshalb von der ganzen Mississippi-Region nur noch die Nordweststaaten Michigan, Wisconsin, Minnesota und ganz im Westen Dakota, Nebraska und Kansas. Die drei letztgenannten Staaten befinden sich aber schon zum Teil in der Steppenregion. Der Ansiedler muß deshalb hier auf manche Mißjahre, anhaltende Dürre, Verheerung durch Heuschrecken, Frühlingsfröste zc. gefaßt sein. Je weiter westlich er sich niederläßt, desto unsicherer wird die Ernte, und in der Steppenregion bleibt sie ohne künstliche Bewässerung überhaupt ganz aus.

So reduziert sich das Gebiet, das dem mittellosen Auswanderer zur Verfügung steht, immer mehr. Aus dem Süden vertreiben ihn Hitze und Krankheiten, die schwarzen Konkurrenten, die hohen Steuern, der Mangel an Schulen. Den äußersten Westen beherrschen die Heuschrecken und die dürren Sommer. Der Norden ist zu rauh; in den reichen Oststaaten und auf dem fruchtbaren Prärieland des Nordwestens sind schon alle Plätze mit „belegt“ bezeichnet. Er sieht sich zurückgedrängt in das Gebiet westlich von den großen Seen, nach dem nördlichen Wisconsin und Minnesota. Hier liegt noch viel fruchtbares unbebautes Land, aber freilich nur Waldland, dessen Klärung viel Mühe und Arbeit erfordert. Die Schwierigkeit der Waldrodung erklärt es, daß hier in mäßiger Entfernung von den Hafenplätzen des Ostens noch viel unbesehtes Land vorhanden ist. Das große Heer der Auswanderer ist an diesem Waldgebiet vorüber nach den leichter zu bebauenden Prärien des Westens gezogen und hat den Nachzüglern hier den Tisch noch gedeckt gelassen.

Allerdings ist es ein frugales Mahl, das ihrer wartet. Das Schlagen des Waldes ist eine schwere Arbeit; ein kräf-

tiger Farmer kann neben seinen übrigen Arbeiten jährlich kaum mehr als 3—4 Fuchart ausroden. Die Klärung einer Normalfarm von 80 Fuchart nimmt demnach fast ein ganzes Menschenleben in Anspruch.

Die deutschen Ansiedler sind in Minnesota und Wisconsin äußerst zahlreich. Hier findet der deutsche und schweizerische Auswanderer überall Leute, die ihn verstehen, und deren Gebräuche ihm sympathisch sind. Er kann auf Entgegenkommen und auf Hülfe von Seite seiner Nachbarn rechnen; inmitten von stammverwandten Menschen wird er sich auch gemütlich befriedigt fühlen, mit Ruhe guten und bösen Tagen entgegensehen und weniger an Heimweh leiden.

Sering zählt die deutschen Farmen in Minnesota zu den schönsten und wohlhabendsten in Amerika. Die meisten deutschen Bauern, die er dort sprach, „waren ohne alle Mittel herausgekommen, fanden sich sämtlich in gesichertem Wohlstande und priesen das Schicksal, das sie herausgeführt.“ Immerhin bedurften sie jahrelang ihrer ganzen Arbeits- und Willenskraft, um zu diesen Resultaten zu gelangen. Die erste Zeit der Ansiedlung ist besonders mühsam. Neben den eigenen landwirtschaftlichen Arbeiten und dem Klären des Waldes muß sich der junge Ansiedler durch Tagelöhnen noch einiges Baargeld zu verdienen suchen. Alles Entbehrliche, Gemüse, Milch, Geflügel, Schweine, Jungvieh wird zu Geld gemacht. So gelingt es ihm, indem er sich selbst vieles versagt und tüchtig arbeitet, nach ungefähr fünf Jahren in den Besitz eines eigenen Gespanns zu gelangen. Das ist schon eine große Errungenschaft, aber von da ist der Weg noch weit bis zur wohlbestellten, mit allem Nötigen versehenen Farm.

Mit dem Bilde dieser schlichten Ansiedler möchte ich meinen Vortrag schließen. Der tatkräftige Auswanderer sieht darin seine eigene Zukunft: Viel Mühe und Arbeit, einen kleinen Anfang unter manchen Entbehrungen, ein langsames Vorrücken Schritt für Schritt durch eigene Kraft erkämpft, und endlich

nach jahrelanger Ausdauer und Sparsamkeit, das eigene schuldenfreie Heim, aus dem die Sorge gewichen ist.

Mit Stolz und Genugthuung kann Jeder, der dies Ziel erreicht, auf sein saures Leben zurückblicken. Vom Schicksal anfänglich in kleinliche Verhältnisse gestellt, hat er sich durch die Kraft seines Willens eine unabhängige Stellung errungen. Er wird zu einem Wendepunkt im Geschehe seiner Familie; während seine Vorfahren vielleicht seit Generationen in drückender Armut verfaulen, beginnt mit ihm eine Zeit des Wohlstandes und der Blüte. Und wenn sein eigenes Leben auch hart war, bleibt ihm doch der Trost, seine Kinder einer glücklichen und gesicherten Zukunft entgegen geführt zu haben.

Wer die Kraft in sich fühlt, den gleichen steinigen Weg zu wandeln, der mag ruhig zum Wanderstabe greifen; der Erfolg ist ihm sicher. Ein ehrlicher Mensch, der die Arbeit nicht scheut, wird sich immer durch die Welt schlagen. Wo er sich auch niederläßt, wird er sich die Achtung seiner Umgebung erwerben und dem Schweizernamen überall Ehre machen.

